

3. September 2023

Radiogottesdienst rbb kultur

Predigt Dr. Sarah Magdalena Kingreen

Lukas 10,25-37: Der barmherzige Samariter

Der Barmherzige Samariter. Diese biblische Geschichte gehört zur kulturellen DNA des Christentums. Sie ist die Beispielerzählung für ein Leben in Nächstenliebe. Oft erzählt und gepredigt. Nicht selten moralisch ausgelegt.

Zahlreich sind die Versuche, die Geschichte in der Jetzt-Zeit zu erzählen. Und da gibt es dann schnell die Guten und die Schlechten.

Die, die helfen, sich barmherzig dem Opfer zuwenden, und die, die wegsehen, sich nicht anrühren lassen von der Notlage anderer. Hinterher ist es immer leichter zu beurteilen, was richtig und was falsch ist. Da geht es uns heute nicht anders.

Der Barmherzige Samariter. Es ist ein Gleichnis, das Jesus selbst erzählt.

Jesus ist im Gespräch mit einem Schriftgelehrten, und es geht dabei um große Lebensfragen: Um das ewige Leben und um die Frage, wer denn mein Nächster ist. Der Schriftgelehrte fragt, aber Jesus bietet keine einfache Antwort. Er gibt keine Handlungsanweisung, die es nun einfach zu befolgen gilt.

Vielmehr holt er aus und erzählt die Geschichte vom Barmherzigen Samariter:

Ein Mann gerät auf seinem Heimweg in Notlage. Er wird von Fremden überfallen, ausgebraut und dann schwer verletzt liegen gelassen. Auf diesem Weg von Jerusalem herab nach Jericho kommen erst ein Priester und ein Levit vorbei.

Beide gehen achtlos weiter. Dann kommt ein Samaritaner. Er hält an. Er kümmert sich um den, der halbtot im Staub liegt. Er bringt ihn ins Gasthaus und zahlt dem Wirt so viel Geld, wie der für die Pflege braucht. Soweit die Geschichte.

Die Erzählung ist ein Gleichnis. Wir hören es und denken nach: Was hätte ich getan? Wie hätte ich mich verhalten?

Wer ist mein Nächster? - danach fragt der Schriftgelehrte. Die Geschichte gibt nicht im Voraus die für alle und ein für alle Mal richtige Antwort. Das Gleichnis will, dass wir uns selbst darin verorten.

Unser Leben steht uns vor Augen, einzelne Situationen tauchen auf. Welche Person war ich dort, wäre ich dort gewesen? Wo hätte ich selber Hilfe gebraucht und keiner kam – wo hätte ich helfen können und tat es nicht? Warum?

Dieses Gleichnis ist wie ein Theaterstück. Es bietet uns verschiedene Rollen an, die uns berühren oder die wir gar kennen, mit denen wir uns identifizieren können:

Da ist *derjenige, der überfallen wird*. Das Opfer. Der, der angewiesen ist, dass andere ihn sehen. Ihm helfen. Sich seiner barmherzig annehmen. Er kämpft um das blanke

Überleben. Wird einfach achtlos liegen gelassen. Ausgeraubt und würdelos. Beschämt vor den Augen der anderen. Er wimmert um sein Überleben, aber keiner sieht ihn. Schemenhaft nimmt er die Schritte wahr, die näher kommen, und sich entfernen. Er ist seinem Schicksal überlassen. Verlassen von denen, die helfen können. Bis da einer kommt, der ihn ansieht, sich nicht abwendet. Der seine Hand ausstreckt, der Erbarmen hat mit dem auf dem Boden Liegenden. Dessen Augen glänzen, als er erkennt, dass die Füße neben seinem Kopf tatsächlich stehen bleiben, dass da einer sich bückt, ihn vorsichtig berührt, ihn anspricht. Dankbarkeit strahlt sich warm in seinem ganzen Körper aus.

Wie erght es *den beiden, die vorbei gehen*: dem Priester und dem Leviten? In ihrer Funktion als Priester und Tempeldiener stehen sie für das gesetzeskonforme, religiöse Leben. Ein Leben nach den Geboten Gottes, und dort heißt es nun mal: „*Liebe Gott und Deinen Nächsten wie Dich selbst!*“ Leicht ist es, ihnen hier moralisch Schuld zuzusprechen. Gesetzesbrüchig geworden zu sein, ihrem priesterlichen Auftrag nicht nachgekommen zu sein.

Aber sie müssen auch nach den strengen Reinheitsvorschriften leben. Und da standen sie dann womöglich vor einem Gewissenskonflikt: mein Leben oder sein Leben. Gott oder er. Wenn ich ehrlich bin, kenne ich diese Rolle, die des Priesters und des Leviten. Auch ich gehe immer wieder an Not und Leid anderer vorbei. Gerade hier in Berlin am Bahnhof Zoo. Ich ertappe mich dabei, dass ich nicht jedem etwas geben kann, auch nicht jedem etwas geben will. Also gehe ich vorbei. Aus Überforderung. Aus Angst. Aus Hilflosigkeit. Aus Bequemlichkeit. Ich werde ihnen nicht zur Nächsten und lasse sie nicht zu meinen Nächsten werden.

Und dann ist da *der Samaritaner*. Die Samaritaner waren zwar mit dem jüdischen Glauben verwandt, wurden aber durch ihre Bibel-Auslegung als Feinde angesehen. Sein Vorbeigehen wäre viel eher zu erwarten gewesen.

Er aber lässt sich anrühren von der Not des anderen. Er hilft vorurteilsfrei. Ist er mir gerade nah? Ohne zu zögern, ohne Ansehen der Person, mit seinem Geld hilft er im Übermaß einem Fremden. Und er verliert sich nicht in dieser Hilfe. Er tut, was er kann, und übergibt den Hilfsbedürftigen dann an einen anderen Nächsten, den Wirt. Der Samaritaner wird dem Hilfsbedürftigen zum Nächsten. Er lässt sich darauf ein, dass der, der dort geschunden im Staub liegt, ein Mensch ist, ausgestattet mit Würde, ein Geschöpf Gottes. Einer wie Du und ich.

Nach der Erzählung formuliert Jesus die zentrale Frage, um die es hier geht, neu: Wer ist mein Nächster? – Wer von den dreien ist der Nächste von dem geworden, der unter die Räuber gefallen war?

Jesus führt hier die Radikalität seiner Botschaft eindrücklich vor Augen: Es gibt keine Hierarchie. Das Opfer wird nicht zum Objekt degradiert, das Hilfe und Rettung von Stärkeren bedarf und diesen darin ausgeliefert ist. Das Opfer behält seine Würde, bleibt Subjekt. Es ist eine Person, ein Mensch, dem ein anderer zum Nächsten wird, weil er ihn aufrichtig ansieht. Weil er barmherzig an ihm handelt.

Es ist die so radikale, wie einfache Antwort Jesu auf die Frage „Wer ist mein Nächster?“, „Wer wird der anderen zum Nächsten?“. Jeder und jede. Es gibt keine Grenzen dafür, wer Nächster ist und wird. Keine religiösen Grenzen oder Status-Fragen, keine nationalen oder identitätspolitischen Grenzen: Alle Menschen können Nächster sein, zur Nächsten werden. Nächste werde ich, wenn ich mich zuwende. Nächste ist diejenige, die barmherzig am anderen handelt.

Es ist eine Antwort, die zum Handeln drängt. „Geh hin und tu desgleichen!“ So fordert Jesus am Ende auf: Üb‘ Dich darin ein. Es ist Dir, Mensch, als Haltung eingeschrieben: Geh mit barmherziger Haltung und mit Handlungen voll Barmherzigkeit durchs Leben.

Dass wir das nicht immer können, dass wir Menschen sind, und immer wieder an unsere Grenzen stoßen, dass wir das Handeln des Priesters und des Leviten nachvollziehen können, ja, gar selbst kennen: Es wird von Jesus nicht verdammt! Jesus hebt nicht den vor selbstherrlicher Moral tropfenden Zeigefinger.

Vielmehr weist er uns den Weg. Jesus weiß, dass wir nicht sieben Tage die Woche, 24 Stunden am Tag so handeln können. Dann wären wir selbst Jesus, dann wären wir Gottes Sohn. Das sind wir nicht. Aber er fordert uns auf, ihm nachzufolgen. Es immer wieder zu versuchen. Bereit zu sein, immer wieder hinzusehen. Zu denen, die unsere Hilfe am Dringlichsten brauchen. Barmherzig an ihnen zu handeln.

Was das konkret heißen könnte? Die Menschen in meinem Kiez, die Not leiden, als Menschen ansehen. Die Bedürftigen am Zoologischen Garten mit einem empathischen Blick anschauen. Mich einlassen, mitfühlend sein. Es ist eine barmherzige Haltung, für die Jesus mit dieser Geschichte wirbt. Eine Haltung, die mich selbst zum barmherzigen Handeln einlädt.

Möge Gott uns die Kraft schenken, dem Beispiel des Barmherzigen Samariters immer wieder nachzufolgen. Den Nächsten barmherzig anzublicken und barmherzig an ihm zu handeln.

Möge Gott uns die Kraft schenken, unsere Komfortzone zu verlassen und eingefahrene Muster zu überdenken.

Möge Gott uns den Mut dazu schenken, immer wieder von Neuem.

Amen.